Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 156 (1883)

Artikel: Nur ein Verdingkind
Autor: G.S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657013

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Traurige Wahrheit.

Zwei Buben kommen aus der Schule und auf dem Heimwege sagt der eine zum andern: „Gelt, die ganze Welt gehört unserm lieben Herrgott im Himmel?" — „Freilich," erwidert der andere, „aber der Teufel hat eine große Hypothek drauf, sagt mein Vater."

Alte Wahrheit.

„Ich sage nur — heiße man es nun Aberglaube oder nicht — aber wenn dreizehn Personen bei einander zu Tische gesessen sind, so ist noch immer eine dabei gewesen, welche vor der andern gestorben ist."

Väterlicher Wunsch.

Bauer: „Herr Pfarrer, ich mach' Ihne die Anzeig', daß wir a todtgebornes Kind gekriegt hend." — Pfarrer: „Das thut mir leid um Euch." — Bauer: „Wollt Ihr so gut sein, Herr Pfarrer, und bei der Beerdigung dem arme Würmle au e kleins Lebensläufle halte?"

Urwüchsige Naturforschung.

Zwei Berner fuhren durch den Hauensteintunnel; da meinte der Eine: „Hie isch es fister wie in ere Chue inne"; worauf der Andere trocken bemerkte: „Das cha numme-n-es Chalb wüsse."

Prophetisch (Chumm mer nit z'nah!)

Louis: „Immer plag' dich zu, dummer Bauer, die Früchte werden doch von uns geerntet werden." — Bauer: „Kann schon sein, denn ich säe — Hanf!"

Nur ein Verdingkind.

Fritz, der Güterbube auf dem Berghof, kannte weder seinen Vater noch seine Mutter. Den Vater kannte auch sonst Niemand in der Gemeinde. Die Mutter hätte etwas von ihm gewußt, aber die war zu dem Knaben gestorben, ohne vorher irgend eine Angabe gemacht zu haben. Selbst armer Leute Kind und früh elternlos, aber ein stattliches Mädchen, hatte sie sich als Kellnerin in's Welschland verdingt und sich brav gehalten, bis es gieng wie es geht. Eines Tages bekam der Civilstandsbeamte ihrer Heimatgemeinde eine Geburts- und Todesanzeige zugleich, und die Armenbehörde das ebenso höfliche als deutliche Gesuch, das Waislein zu Handen zu nehmen. Da konnte man wieder etwas von Lumpenpack und dergleichen vernehmen, doch zu ändern war nichts. Als Fritz etwa halbjährig war, wurde die alte Weberbeth im Dorfschachen, für solche Fälle eine unentbehrliche Person, in's Welschland geschickt. Als sie mit dem Kindlein zurückkam, sagten die Mannen, es sei ein bleiches mageres Geschöpflein, das der liebe Gott hoffentlich bald der Gemeinde abnehme, und gaben es bis dahin der Weberbeth in Verpflegung. Aber der liebe Gott war nicht so lieb, wie die Behörde es wünschte. Obschon die Beth zu ihren vier Pflegekindern nur eine Ziege besaß, kam das Welschlandkind nicht auf den Sterbe-, sondern auf den Notharmenetat. Fritz wurde sechsjährig auf den Berghof verloost.

Auf dem Berghof hausten mächtige Bauersleute, weitherum die reichsten. Etwas Behäbigeres als das breite braune Gehöfte droben am Waldrande konnte man sich auch nicht leicht denken. Und doch wurde Fritz

um seinen neuen Platz wenig beneidet, im Gegentheil, als ihn die Weberbeth hinaufbrachte, dachten Viele im Dorfe: Armes Büblein! Doch die Meisten machten sich weiter nichts daraus. Warum auch? Der kraushaarige Junge, der mit seinen großen Augen so heiter in die Welt hinausschaute, war ja doch nur zum Güterbuben geboren und bekam auf dem Berghof jedenfalls genug zu essen.

Als die Beiden sich dem Hause näherten, guckte hinter dem Gartenzaun ein Köpfchen hervor. Roseli, des Bauern vierjähriges Mädchen, hatte sich dort versteckt, um den Güterbuben in Augenschein zu nehmen. Beim Brunnen stand sein achtjähriger Bruder Hans. Die Hände in die Hosentaschen gestemmt, die Augen halbgeschlossen, schien er an dem Ankömmling eher Mißfallen als Vergnügen zu finden. Fritz wurde der Bäuerin übergeben, aber auch die Bäuerin, eine großgewachsene Frau mit harten Zügen, zeigte sich unfreundlich. Als sich die Weberbeth verabschiedete, liefen dem Knaben die hellen Thränen über die Wangen herab, sie hatte ihn bei all ihrer Armuth doch gut behandelt.

Fritz konnte auf dem Berghof bald zur Genüge erfahren, wie es noch heute vielerorts den Güterbuben ergeht. Der Bauer war kein böser Mann, eher gutmüthig, so daß er sich in den meisten Dingen seiner Ehehälfte fügte. Die führte eigentlich das Regiment auf dem Berghof und hielt die Zügel fest in der Hand. Sie war nicht im Schachen aufgewachsen und hatte sich schon als ledig gebrüstet, an ihr werde man es einmal erfahren, was eine rechte Bäuerin ausrichten könne. Ja, sie richtete viel aus, mehrte Gut und Geld zusehends, aber unheimlich war es um sie herum. Unter des Bauern seliger Mutter war der Berghof der Wallfahrtsort aller Hülfsbedürftigen in der Umgegend gewesen, jetzt wagte sich kaum mehr die frechste Bettlerin vor seine Hausthüre, und Geschichten über die Bäuerin giengen um, daß es ihr im linken Ohr Tag und Nacht mit allen Glocken läuten mußte.

Es erwies sich auch immer deutlicher, daß Fritz der Meisterfrau ein Dorn im Auge war. Hätte sie lieber gar keinen Güterbuben auf dem Berghof gesehen? oder mißfiel ihr sein frisches Wesen, seine anstellige Art? Er konnte ihr nichts recht machen. Kein Tag vergieng, der ihm nicht Scheltworte oder gar Schläge eingebracht hätte. Kein Wunder, wenn auch Knechte und Mägde über den armen Knaben herfielen. Doch war ihm Niemand so aufsätzig wie Hans. Hans war nicht umsonst einziges Söhnchen und Erbprinz. Ihm ließ die sonst so gestrenge Mutter Alles nach, und war sie selten einmal nicht gleich willig dazu, so brauchte der Junge nur seinen Trotzkopf aufzusetzen. Hans war auch ein heimtückisches Blut. Er konnte mit dem Güterbuben freundlich thun, nur um ihm hinterrücks einen Streich zu spielen. Wie oft suchte er ihn zum Bösen zu verleiten, indem er ihm vorgab, es mache nichts, er wolle die Mutter schon wieder zufrieden stellen, und hintendrein mußte doch Fritz der Sündenbock sein. Nicht nur das, auch Bosheiten und Schlechtigkeiten, von denen der Güterbube kein Häärchen wußte, wurden ihm in die Schuhe geschoben. Suchte er seine Unschuld zu betheuern und wollte der Meistersfrau erzählen, wie ihr Hans einer sei, ja wohl, dann kam er erst recht an, dann wurde ihm handgreiflich bewiesen,

daß nur der Güterbube lüge und niemals der Haussohn. Fritz hat's gemacht! Fritz ist schuld! wurde auch beim Gesinde bald eine bequeme Ausflucht. Was man ihm nur mit einiger Wahrscheinlichkeit aufsalzen konnte, mußte er ausessen.

Es gab eigentlich nur zwei Wesen auf dem Berghofe, die sich des Verfolgten annahmen, Roseli und Bäri, der Haushund. Schlich sich Fritz, gescholten und geschlagen, in eine Ecke, um zu weinen, so gieng ihm oftmals das kleine Mädchen nach und suchte ihn auf kindliche Weise zu trösten. Dann vergaß er bald sein Leid. Aber auch sonst half ihm Roseli. Als ihn einmal eine Magd verklagte, er habe im Holzschopf die Eier ausgenommen, brachte das Kind seine Unschuld an den Tag. Es hatte gesehen, wie gerade diese Magd die Eier gestohlen hatte, und führte die Mutter zum Versteck. Bäri, welcher dem Mädchen fast auf Schritt und Tritt folgte, trug seine Freundschaft auch auf den Güterbuben über, während er auf den jungen Meister, der sein verschlagenes Wesen auch an ihm ausließ, nicht viel hielt.

So verstrichen etliche Jahre. Die Leute hatten recht gehabt: wenigstens genug zu essen bekam Fritz auf dem Berghof, sonst wäre er nicht so frisch und kräftig aufgewachsen. Daß er viel arbeiten mußte, war auch nicht sein Schade. Daneben aber war es fast nicht mehr zum Aushalten. Warum trug Fritz so lang den Kopf verbunden? Das war so: Hans, obschon er nun in die Unterweisung gieng, wußte seit einiger Zeit nichts Besseres, als dem Güterbuben bei jeder Gelegenheit seine uneheliche Abstammung vorzuhalten. Fritz hatte sich gewöhnt, viel Unbill hinzunehmen, doch ob solcher Beschimpfung empörte sich sein innerstes Gefühl. Daß er ein Unehelicher, was konnte er dafür? Ebenso wenig als Hans, daß er ein Ehelicher. Als ihn daher das Knechtlein, bei dem er schlief, aufstachelte, das solle er sich nicht mehr gefallen lassen, konnte er sich das nächste Mal nicht mehr halten. Zornglühend warf er sich auf Hans und brachte ihn trotz seiner jüngern Jahre unter sich. Da schoß aber die Bäuerin herbei, riß ihn von ihrem Liebling auf und schlug ihm in blinder Wuth das Gesicht wund, ja sie forderte ihren Hans auf, selbst auch noch Rache zu nehmen und den unehelichen Lausbuben, so fest er könne, bei den Haaren zu reißen. Hätte Roseli den Bruder nicht von hinten aus Leibeskräften gefaßt und der Mutter um Gotteswillen angehalten, den Fritz jetzt loszulassen, wer weiß, wie sie ihr Opfer noch mißhandelt hätten! Der blutende Knabe wußte nicht, was er wollte. Lange blieb er am Boden liegen, so daß ihn Roseli angstvoll fragte, ob er todt sei, und auch der Bauer herzutrat. Dann sprang er plötzlich auf und rief: Hättet ihr mich nur todt geschlagen, fort will ich, fort! Hier bin ich doch nur der uneheliche Güterbub!

Er wollte auch wirklich fort, in der nächsten Nacht wollte er vom Berghof entweichen und laufen, so weit ihn seine Beine trugen. Wohin? Das wußte er nicht. In's Welschland, wo die Mutter gestorben, ins Elend — nur fort aus dieser Qual! So saß er, den brennenden Kopf in die Hände gestützt, beim Vernachten im Tenn auf einem Grashaufen, sein unglückliches Loos überdenkend. Er gewahrte nicht, wie sich Bäri bei der angelehnten Thüre hereindrängte. Erst als sich das Thier zutraulich an ihn schmiegte, blickte er auf und faßte den Freund mit dem einen Arm um den Hals. Nicht

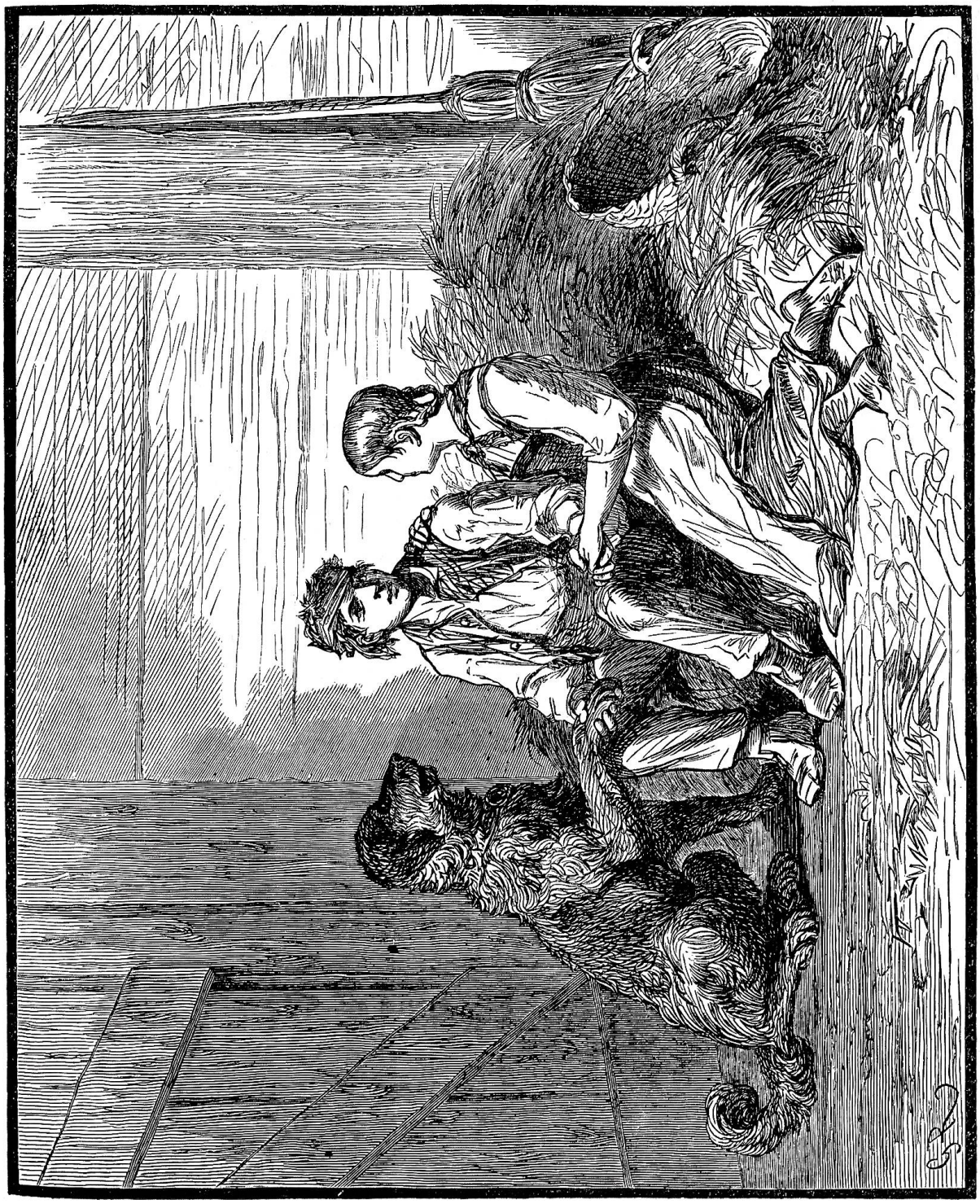
wahr, Bäri, ich muß fort? Bäri reichte ihm zur Antwort die mächtige Tatze; aber von der Thüre her rief eine Stimme halblaut: Nein, Fritz, du mußt nicht fort! Es war Roseli. Bäri, den es ins Tenn hineinschlüpfen sah, hatte dem Mädchen den Aufenthalt des mißhandelten Güterbuben verrathen. Das Kind stellte sich neben Bäri, ergriff die andere Hand des Knaben und sagte nochmals in flehendem Tone: Nein, Fritz, du mußt nicht fort! Hans soll dich nicht mehr plagen und die Mutter dich nicht mehr schlagen. Das sagst du wohl, entgegnete Fritz, aber sie werden mich wieder plagen und schlagen. Nein, Fritz, wenn ich dabei bin, soll dir nichts geschehen; nicht wahr, du bleibst hier? Fritz wollte noch weiter widerreden, aber wie er so da saß, in der einen Hand die Hand Roselis, in der andern die Tatze Bäris, und ihn die beiden so bittend anschauten, da mußte er mitten in seinem Elend lachen. Und er entwich nicht vom Berghof. Als ihn die Leute fragten, warum er den Kopf verbunden habe, sagte er, es habe ihm etwas daran gegeben.

Daß ihn Hans noch mehr plagen und die Meisterfrau noch mehr schlagen, seine Leiden noch nicht aufhören würden, hatte Fritz richtig vorausgesehen. Noch manchmal kam ihm das Fortlaufen in den Sinn, einmal klagte er auch seinem Lehrer, einem vielerfahrenen Manne, seine Noth. Dieser rieth ihm, auszuharren. Was er in der Unterweisung vernahm, bestärkte ihn darin. Und doch, wäre Roseli nicht auf dem Berghof gewesen, wer weiß, ob er Stand gehalten hätte.

Seltsames Menschenherz! Als Fritz nach seiner Admission von der Armenbehörde die Weisung erhielt, daß er fortan sein Brod selbst zu verdienen, also den Berghof zu verlassen habe, wenn ihn nicht etwa der Bauer als Knecht weiter behalten wolle, nun kam ihn der Abschied, nach welchem er sich so oft gesehnt hatte, recht schwer an. Nun merkte er erst, wie sein Leben trotz aller trüben Erlebnisse mit dem Berghof verwachsen war. Der Bauer konnte ihn nicht behalten, wenn er auch gewollt hätte, das wußte Fritz; Frau und Sohn hätten es niemals zugegeben. Sie hatten kaum ein Lebewohl für ihn, der Meister steckte ihm doch noch ein Geldstück zu. Roseli stand wieder im Garten, wie damals, als Fritz gekommen. Er reichte ihm die Hand über den Zaun. Roseli wollte etwas sagen, aber die Stimme erstickte ihm. Vergelt's Gott! leb' wohl, Roseli, deinetwegen wär' ich gern geblieben! hörte es noch den Scheidenden. Rasch eilte dieser den Hohlweg hinunter. Bäri gab ihm das Geleite bis in's Dorf, obschon sich Hans alle Mühe gab, ihn zurückzupfeifen. Der Hund wußte besser, was Anstand ist, auch einem Güterbuben gegenüber.

* * *

Acht Jahre waren seitdem vergangen. Noch immer schaute der Berghof stattlich in's Land hinaus. Aber der junge Hans war jetzt Bauer, denn den Vater hatte eine rasche Krankheit auf den Kirchhof gebracht. Und die Bäuerin? Arme Mutter! wie sie sich gebettet, so lag sie nun. An ihrem Liebling Hans hatte sie sich eine schwere Zuchtruthe gebunden. Der groß gewordene Trotzkopf wollte selber Herr und Meister sein, und als sie sich dagegen sträubte, setzte es böse Wetter ab zwischen Mutter und Sohn. Zur Entscheidung kam der Kampf, als dem jungen Bauer das Heirathen in



Nur ein Verdingkind.

den Sinn kam. Die Mutter wollte noch keine Sohnsfrau in's Haus und besonders die nicht, auf welche es Hans abgesehen hatte, eine stolze Müllerstochter. Diese ihrerseits wollte gern Berghofbäuerin werden, aber nur unter der Bedingung, daß Hans seine herrschsüchtige Mutter entferne, in's Stöckli oder weiter fort. Das gab einen Aufruhr, als die Mutter davon Kunde erhielt! Sie setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um die Heirath zu hintertreiben. Aber Hans heirathete doch die Müllerstochter und die Mutter mußte doch in's Stöckli — nein! nur wenige Tage blieb sie dort, dann zog sie zu ihren Eltern. Unmöglich konnte sie zusehen, wie die junge Bäuerin auf ihrem Berghof schaltete und waltete.

Und Roseli? Das Kind war zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen. Wunderbar, sagten die Leute, wie zwei leibhaftige Geschwister so grundverschieden ausfallen können. Es war gerade, wie wenn der liebe Gott das Mädchen für die Zurücksetzung, die es hatte erfahren müssen, an Leib und Seele hätte entschädigen wollen. Der Streit zwischen Mutter und Bruder schnitt ihr tief in's Herz, sie that ihr Möglichstes, ihn zu schlichten, fand jedoch auf keiner Seite Gehör. Als die Mutter den Berghof verließ, blieb sie mit einer alten Magd allein im Stöckli zurück. Bergroseli ist die Schönste zehn Stunden im Umkreis, sagten die ledigen Bursche, und jeder glaubte es und einer nach dem andern suchte den Schatz für sich zu gewinnen; doch kam keiner zum Ziele. Das Unglück in ihrer Familie hat ihr das Heirathen verleidet, hieß es zu ihrer Entschuldigung; sie ist stolz, warfen ihr Andere vor. Beides war nicht wahr; Roseli wußte nur, daß sie keinen der bisherigen Bewerber hätte lieben können, und nur mit innerer herzlicher Liebe wollte sie heirathen, das hatte sie sich heilig gelobt, als ihr der sterbende Vater seine letzten Worte in's Ohr geflüstert hatte, und wieder gelobt, als der Bruder die Müllerstochter nahm. War es von ungefähr, daß in diesen für ihr inneres Leben so aufregenden Zeiten Fritz, der Güterbube, oft in ihren Gedanken auftauchte? Was mochte aus ihm geworden sein? Kein Sterbenswörtchen hatte sie von ihm vernommen. „Deinetwegen wär' ich gern geblieben", dieses sein Abschiedswort haftete ihr im innersten Herzen. Mit dem Hause verkehrte Roseli nur gerade so viel sie mußte. Ihre größte Freude bestand darin, die Hütten der Armuth und Noth zu besuchen und nach Kräften Hülfe zu bringen. Was die Mutter nicht gethan, wollte sie wieder gut machen.

So schritt Roseli an einem Sonntagnachmittag mit einer ihrer Freundinnen auch wieder nach dem Dorfschachen, wo die meiste Armuth hauste. Auch die Weberbeth lag altersschwach darnieder. Als die beiden Samariterinnen in ihre Stube traten, sahen sie mit Staunen, wie ein gut gekleideter Mann am Bette der Kranken stand. Der Arzt war es nicht, der Pfarrer noch weniger. Da wandte sich der Unbekannte um und zeigte den Mädchen ein jugendfrisches Gesicht mit großen hellen Augen. Roseli fuhr zusammen in freudigem Schrecken. Fritz! entfuhr es unwillkürlich ihren Lippen. Ihrer Sache gewiß, streckte sie dem jungen Manne ihre Rechte entgegen. Der faßte sie aber auch schnell. Roseli, grüß Gott! sagte er bebend, wie habe ich mich gesehnt, dich wieder zu sehen! Meine alte Pflegemutter hier hat mir schon von dir erzählt. Du hast viel Schweres erleben müssen, Roseli, seitdem ich den Berg-

hof verlassen, aber etwas hat mich gefreut — hier hielt er inne. Roseli ahnte, was er noch sagen wollte und bückte sich rasch zu der Kranken nieder, um die flammende Röthe ihres Gesichtes zu verbergen. Aber hier gerieth sie in neue Verlegenheit. Nicht wahr, unser Fritz? flüsterte die Alte leuchtenden Auges und streichelte dem Mädchen mit ihren welken Händen die glühenden Wangen; nicht wahr, ich habe etwas Rechtes aus ihm gemacht?

Als die erste Ueberraschung vorbei war, mußte Fritz von seinen Erlebnissen erzählen. Schon auf dem Berghof hatte er den Gedanken gefaßt, das Schreinerhandwerk zu erlernen. Doch wo den Lehrlohn nehmen? Die Armenbehörde hatte den Knaben sich selbst überlassen, so mußte er einen Freiplatz ausfindig machen. Nach langem Umherwandern fand er einen solchen in einer großen Ortschaft. Ein trefflicher Meister nahm ihn unter der Bedingung, daß er drei Jahre Lehrzeit bestehe und dann noch ein Jahr lang ohne Lohn als Geselle bei ihm arbeite, in seine Werkstatt und Wohnung auf. Fritz zeigte Freude und Geschick zum Berufe und stellte sich auch sonst brav, so daß ihm der Meister im letzten Jahre gleichwohl einen bescheidenen Lohn gab. Dann schickte er ihn auf die Wanderschaft. Fritz dehnte dieselbe so weit als möglich aus. Im Welschland war sein Erstes, daß er seinen Geburtsort und das Grab seiner unglücklichen Mutter besuchte. Es fügte sich, daß er dort für ein paar Monate Arbeit fand. Da hielt ihn eines Abends auf dem Kirchhofe ein ältlicher Herr an und fragte ihn, warum er so oft auf jenes schmucklose Grab komme. Weil es meiner Mutter Grab ist, antwortete Fritz. Der Herr zuckte zusammen, fragte nach seiner Adresse, drückte ihm die Hand und verschwand. Nach einigen Tagen erhielt Fritz durch die Post eine Summe von dreitausend Franken sammt einem Billet folgenden Inhalts: Der Ihre Mutter im Stiche ließ, hat schwer gebüßt. Ihr Vater liegt in fernem Welttheil begraben. Verzeihen Sie ihm und segne Sie Gott! Dieß Geld gehört Ihnen. — Fritz sandte die Banknoten in die Ersparnißkasse und setzte seine Wanderschaft fort. Jetzt aber, schloß er seine Erzählung, bin ich heimgekehrt, mein Lehrmeister will sich zur Ruhe setzen und mir sein Geschäft übergeben. Bevor ich es antrete, mußte ich aber noch hieher kommen und meine Pflegemutter wiedersehen und den Berghof und dich, Roseli. Er schaute das Mädchen fragend an und freudig glänzten seine Augen, als sie ihm mit einem innigen Blicke antwortete.

Er wollte noch heute vollständig in's Klare kommen; darum begleitete er die Mädchen bis in's Dorf und Roseli den Berg hinauf. Ein herrlicher Abend lag über der Landschaft. Die Zwei nahmen sich Zeit, oft blieben sie stehen und schauten in ihre Gedanken versunken in die Weite. Auf einmal tönte Hundegebell in ihrer Nähe. Bäri, Bäri! rief Fritz, und schon sprang sein alter Freund an ihm empor. Weißt du noch, begann Fritz, als der Hund seine stürmischen Liebkosungen beendigt hatte, wie ihr beide mich damals im Tenn getröstet habet? und er faßte dabei wie zur Erinnerung ihre Hand. Ich weiß es noch, lächelte Roseli, Bäri und ich haben aber auch den Güterbuben nie vergessen. Ein Schatten flog über des jungen Mannes Gesicht, er blickte zur Erde und sagte traurig: Roseli, du mahnst mich zur rechten Zeit daran, daß ich nur

euer Güterbube gewesen bin, unehelich bin ich auch noch. So leb wohl, es war thöricht von mir, daß ich dich — aber Roseli hielt ihm schnell die Hand vor den Mund, daß er nicht fertig reden konnte. Fritz, verzeih' mir, ich wollte dich gewiß nicht kränken, glaub' es nur, dazu habe ich dich zu lieb. Fritz blickte auf. So sagst du mir nicht Nein, wenn ich dich gern zur Frau möchte, Roseli? Jetzt war's heraus, und Roseli sagte nicht Nein. Bäri lag im Grase und schaute verständnißvoll zu dem glücklichen Paare hinauf. Hätte er reden können, so hätte er wohl gesagt, das habe er kommen sehen. Beim Garten, wo er damals von Roseli Abschied genommen, nahm Fritz auch heute Abschied, doch dießmal nicht auf acht Jahre.

Welcher Lärm, als es ruchbar wurde, Bergroseli heirathe den Fritz, ihren frühern Güterbuben! Der Civilstandskasten hatte noch nie so viel Besuche erhalten, Alles wollte sich mit eigenen Augen überzeugen. So sind die Leute, wenn einmal ein Armer zu Ehren kommt. Manche rümpfte ihr Näschen: ja wohl, ob sie einen Unehelichen möchte, lieber keinen! Hans und seine Frau ließen kein Mittel unversucht, die Schande von ihrer Familie abzuhalten, wie sie sagten. Aber Roseli hatte auch ihre Begriffe von Ehre und Schande und stand zum Glück nicht unter der Gewalt ihres Bruders.

Bald siedelte sie mit ihrem Fritz nach der neuen Heimat über, auch Bäri wollte mit, und sie hat es nie bereut, den ehemaligen Berghofgüterbuben geheirathet zu haben, wenn er auch nur ein Unehelicher war. Als eine Wiege nöthig wurde, hatten die Eheleute den Schreiner nicht weit. Fritz vergaß nie, was er einst gewesen. Manchen armen Knaben und manches elternlose Mädchen nahm er auf und sorgte für ihre Zukunft nach Leib und Seele. Während Hans mit seiner Müllerstochter im Unsegen lebte, hatten Fritz und Roseli ihr Glück auf einen Felsen gebaut.

G. St.

Zum Lachen und Nachdenken.

Noch mehr vom alten Krämer-Joggeli.

Als sie ihn einst in den Großen Rath vorschlagen wollten, schüttelte er lachend den Kopf: es seien schon genug unnöthige Speichen in dem Großen Rade.

*

Auf die Herren Fürsprecher hielt er im Ganzen nicht viel. „Di Meiste cheu am beste d's Gält füre spräche!" sagte er zur Begründung.

*

Von Joggeli's Redensarten hat der Kalenderschreiber noch folgende behalten:

Bürge isch würge.

D'Heimet isch arm,
Aber doch warm.

Vom G'höresäge lehrt me lüge.

Aer isch uschuldig wi-n e Bock, wo mit siebe Geiße-n us em Wald chunnt.

Sy d'Chind chly, so trappe si eim uf d'Füeß,
Sy si groß, so trappe si eim uf d's Härz.

I Sammet u Syde sy di größte Lyde.

D'r schönst Chopf het e Nasetropf.